

Freiheit kennt keine Grenzen

Damit alle Menschen am gesellschaftlichen Leben teilhaben können, braucht es nicht nur hindernisfreie Wege und Räume. Um auch andere Bereiche inklusiv zu gestalten, reicht bisweilen ein Perspektivenwechsel.

Mobilität ist eine der fünf Formen der Freiheit, die der US-amerikanische Historiker Timothy Snyder in seinem Buch «Über die Freiheit» (2024) beschreibt. «Mobilität», schreibt Snyder, «ist [...] Bewegungsfähigkeit in Raum und Zeit und zwischen Werten: ein Lebensbogen, dessen Verlauf wir selbst wählen und verändern können, während wir unterwegs sind.» Und weiter: «Freiheit beginnt mit dem Körper und mit der Anerkennung der Körper anderer.» Wenn Freiheit also für alle gelten soll, müssen wir auch an Menschen denken, die sich anders bewegen. Freiheit bedeutet nicht nur, sich bewegen zu können, sondern auch Teil eines Orts oder einer Gemeinschaft zu sein, die Möglichkeit zu haben, sich einzubringen, mitzumachen und die Freiheit wirklich zu leben. Wenn ich auf meine Schulzeit zurückblicke, wird mir bewusst, wie oft Teilhabe als selbstverständlich gilt. Der Pausenhof meiner Primarschule – eines der schönsten Tessiner Schulhäuser, die zwischen den 1960er- und 1980er-Jahren erbaut worden sind – erstreckte sich über ein sanft abfallendes Gelände mit mehreren Terrassen, die durch wenige Stufen miteinander verbunden waren. Ich hatte das Glück, diese mit meinen eigenen Beinen bewältigen zu können – und ich sage bewusst «Glück», denn in den frühen 1990er-Jahren gab es dort noch keine Rampe. Ein weiteres Glück war das Cochlea-Implantat, das ich kurz vor Beginn der ersten Klasse ins linke Ohr eingesetzt bekommen hatte. Dank ihm konnte ich manchmal sogar die Glocke hören, die das Pausenende ankündigte. Solche Erinnerungsfetzen bringen mich ins Nachdenken darüber, wie das schulische Umfeld subtile, aber entscheidende Grenzen ziehen kann – und damit die Spielräume der Teilhabe und Beziehung prägt. Heute beschäftige ich mich auf anderer Ebene mit diesen Grenzen: im Studium und im Berufsleben. Bei Vorträgen oder Konferenzen komme ich früh und setze mich in die erste Reihe, um von den Lippen ablesen zu können. Viele meiner Kolleginnen und Kollegen haben

mehr Bewegungsfreiheit: Sie können sich setzen, wohin sie wollen, oder auch in letzter Minute kommen. Nicht, dass mir diese Freiheit verwehrt wäre – ich kann jeden Platz im Vortragsraum einnehmen –, aber wenn ich zu spät komme und die vorderen Plätze bereits besetzt sind, riskiere ich, nur einen Teil der Vorlesung mitzubekommen.

Manchmal liegt das Hindernis nicht im Raum, sondern in der Präsentation: Ich erinnere mich an einen Vortrag, bei dem der Referent Dutzende Architekturbilder zeigte – ohne auch nur eine einzige Beschriftung. Ich kannte viele der Gebäude nicht und konnte sie auch nicht zuordnen. Die Frustration wirkt bis heute nach. Solche Erfahrungen haben mich dazu veranlasst, meine Lehrtätigkeit inklusiv zu gestalten. Ich bemühe mich, wo immer möglich, das Zwei-Sinne-Prinzip anzuwenden, indem ich Texte und Untertitel – häufig in zwei Sprachen, Italienisch und Englisch – einbaue, um sowohl Nicht-Italienischsprachigen als auch jenen, die wie ich auf alternative Zugänge angewiesen sind, ein umfassenderes Verständnis der Inhalte zu ermöglichen.

So entsteht Freiheit nicht nur dank grosser Gesten, sondern auch in der stillen Mühe, Wege für sich und andere mitzugestalten – damit Teilhabe mehr ist als nur ein Wort.



➤ Anna Bernardi ist Architektin und Dozentin an der Accademia di architettura der Università della Svizzera italiana.

